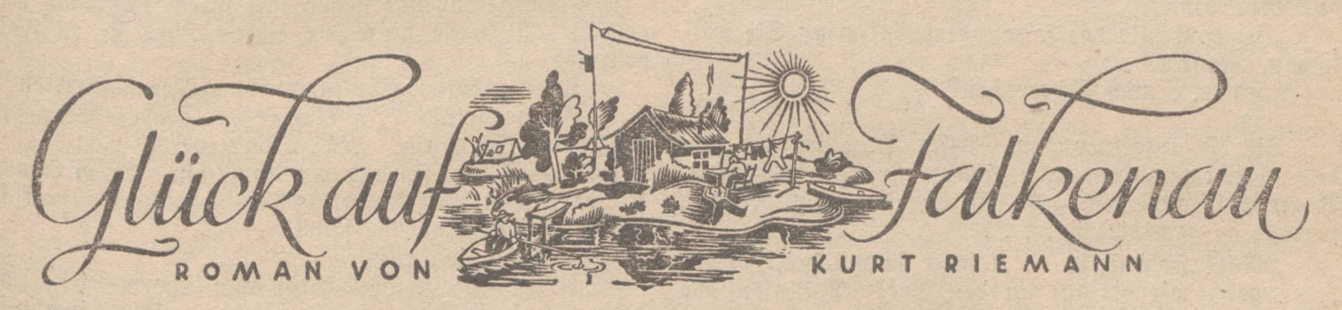
8. September 1935 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 206

In freier Stunde



(16. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Nein, das nicht! So schlimm ist es doch nicht! Nein . . . aber ich bekomme eine Stelle als Lehrer. Auf der Regierung haben sie es mir gesagt. Eine richtige, feste Stelle als Lehrer, Kantor und Organist. — Was sagen Sie nun? Ist das nicht herrlich?"

Monika hält still mit Kartoffelschälen. Sie muß die Augen schließen.

„Denken Sie nur, in Ostpreußen, in Heiligelinde. Ein Schulhaus mit einer netten Wohnung für mich, dicht bei uns ist ein See, einer von den vielen ostpreußischen Seen droben, und außerdem soll ich Orgel spielen . . . ach Gott, mir scheint das alles noch wie ein Traum. Bisher haben sie mich bald hierhin, bald dorthin gesteckt, immer nur vertreten, aushelfen . . . seit einem Jahr wieder aus dem Amt und in die Schreibstube . . . ach, es war elend. Aber jetzt . . . jetzt krieg ich Boden unter die Füße! Eine Stelle, auf der ich bleiben kann, die mir gehört, wo man heiraten kann! Ach, wenn ich so dran denke, könnte ich einem vor Freude alle Rippen zerbrechen im Leib! Sie sagen ja gar nichts, Fräulein Monika?! Freut es Sie nicht? Ich hab's noch keinem gesagt, Sie sind die erste. Die andern sollen es erst erfahren, wenn ich's schriftlich hab'. Aber Sie, dachte ich, Sie werden verschwiegen sein, und irgendeinem mußte ich's doch erzählen."

„Ja . . . natürlich, irgendeinem mußten Sie es ja erzählen."

Monika sieht müde aus. Plötzlich. O Gott, wenn sie wenigstens in das Blockhaus könnte, um allein zu sein! Närrin! Wie töricht zu denken, sie sei die erste in seinem Leben! Nun kann er ja heiraten, nun freut sich wahrscheinlich da drüben in der großen Stadt irgendein Mädel und träumt von einem kleinen Schulhaus am See, von ihrem blonden Mann und . . . Gott, das ist zuviel!

„Aber Monika?! Was haben Sie denn? Warum starren Sie mit einem Male in die Luft?!" Sie wehrt lächelnd ab.

Oh, die kleine Monika ist nicht nur ein Irrwisch wie gestern und heute, Gymnastik erzieht auch das Herz. Sie kann schon wieder lächeln, wenn's auch weh tut, sie kann sich schon wieder zusammennehmen.

„Oh . . . mir ist ganz wohl! Ich wünsche Ihnen alles Gute, Herr Hohenstein. Da haben Sie Glück, nicht wahr?"

„Ja, das mein ich wohl! Ich hätte ja auch nach Pommern mitten zwischen die Aecker kommen können. Denken Sie nur, ein Mensch wie ich, der ohne Wasser nicht leben kann, und dann zwischen die Felder, wo's nur naß ist, wenn's regnet!"

„Ja. Sie haben wirklich Glück gehabt. Es gibt eben halt Glückspilze und Unglückshühner . . ."

„Hm."

Er wäscht eifrig Kartoffeln. Es sieht aus, als hinge davon seine Seligkeit ab.

„Sie sind wohl sehr . . . sehr vornehm, Fräulein Monika?"

Ueberrascht blickt sie ihn an.

„Vornehm? Ja, wie kommen Sie denn darauf, daß ich vornehm sein soll?"

„Nun, ich meine bloß, Sie sind so fein angezogen . . . und überhaupt, ich glaube wohl, Sie müssen immer recht viel Luxus um sich haben. Das hier . . . die Insel und unsere Ursprünglichkeit, das ist mal was anderes, Sie nehmen das so mit! Es ist Ihnen auch interessant. Aber Ihre eigentliche Welt, die ist ganz anders . . .!"

„Schafskopf! Ausgemachter Schafskopf! Wer hat Ihnen denn den Floh ins Ohr gesetzt? Wissen Sie, was ich im Monat verdiene? Rund hundertfünfzig Mark. Davon kriegen meine Eltern fünfzig. Das andere ist für mich. Dreißig Mark muß ich Miete zahlen für meinen Gymnastikboden. Dreißig gehen so noch drauf, das andere wird wertbeständig angelegt. Nun sagen Sie mir bitte, wo der Luxus steckt! Was Sie dafür halten, das ist ein bißchen Geschmack, etwas Pfiffigkeit beim Einkauf und Geschick beim Schneidern. Modellkleider überlassen wir den großen Damen. Wir gucken sie ihnen ab und schneidern uns das aus Kattun nach, was die in Seide tragen. Bei uns, verehrter Herr, kommt die Eleganz vom durchgearbeiteten Körper, bei denen von der Schneiderin. Womit ich Ihnen ein Geschäftsgeheimnis verraten habe."

„Die Kleider macht Ihnen Ihre Freundin, nicht?"

„Annemarie?"

Monika muß lachen. Da fällt ihr zum Glück noch ein, daß Annemarie als Schneiderin auf Falkenau eingeführt ist.

„Ja natürlich! Manchmal. Aber sonst macht sich jeder die seinen."

Sie bleibt ganz ernsthaft dabei.

„Großartig!"

„Wieso? Was finden Sie denn Großartiges daran?"

„Nun, daß Sie so etwas können!"

„Sie sind ein komischer Kauz, Maxl Hohenstein."

„Vielleicht. Wissen Sie, Fräulein Monika, daß ich Ihnen das Geheimnis noch gar nicht gesagt habe? Nein, nein! Jetzt kommt es erst! Waren Sie schon einmal in Ostpreußen?"

„Was soll denn das heißen?"

Er bückt sich sehr tief und holt die letzte Kartoffel aus dem Eimer.

„Ich denk mir das so wunderschön, wenn Sie mitkämen, Monika!"

„Ich . . . nach Ostpreußen?"

„Ja."

Sie ist aufgesprungen. Alles Blut ist ihr aus dem Gesicht gewichen. Sie glaubt, ihr Herz muß jeden Augenblick aussetzen. Da ist es, das Wunderbare, worauf sie gewartet hat . . ."

„Maxl Hohenstein . . ." stößt sie mühsam hervor, „. . . gehn wir einmal an den See! Dahinten, wo die Büsche stehen . . ."

„Ja, aber . . ."

„Kein Aber! Bitte! Ich bitte Sie darum!"

Schweigend geht er. Sie aber drückt die Hände gegen das wildklopfende Herz. Mühsam wird ihr der Weg bis zu den Büschen.

„Wo wir saßen, konnten uns alle sehen," beginnt sie, „aber ich möchte keine Zeugen haben für diese Minute. Und Sie möchte ich bitten, Herr Hohenstein, spielen Sie nicht mit mir!"

„Aber, Fräulein Monika . . . ich hab' Sie doch nicht etwa beleidigt?!"

„Sie fordern mich auf, mit Ihnen nach Ostpreußen zu kommen, nachdem Sie mir vorher erzählt haben, sie wollten jetzt heiraten."

„Ja, und je eher, desto besser! Ich warte ja nur auf ein einziges Wort von Ihnen, Monika!"

„Von mir?"

„Ja, von wem denn sonst?"

Da fühlt er plötzlich zwei Arme um seinen Hals, vor seinen Augen flimmert es, aber das ist blondes Haar, lauter blondes Haar. O Gott, das ist traumhaft schön!

„Monika!"

„Du . . . dummer, ekelhafter, gräßlicher Bengel! Ich hab' ja so gewartet darauf! Ach, und du tatest den Mund nicht auf!"

„Ich hab' keinen Mut gehabt!"

„Hab' ich mir doch gedacht, du Feigling. Aber hör mal!" Sie wird plötzlich ernst. „Ich kann nicht Geige spielen. Und schön singen kann ich auch nicht. Du bist aber doch so etwas wie ein Künstler . . .?"

Da legt er ihre Rechte auf sein klopfendes Herz.

„Kannst du diese Musik begreifen? Kannst du im gleichen Takt musizieren?"

Und als sie ihn groß und offen ansieht, als sich ihre Augen mit Tränen füllen, da reißt es ihn fort Er packt sie ganz fest in seine Arme. Sein Kuß ist der Trunk eines Dürstenden und das Versprechen eines Mannes.

*

Annemarie hat sich lang hingestreckt im Boot, Heinz sitzt hinten und paddelt. Sie haben leichte Fahrt, denn der Ostwind treibt sie. Nach einer guten Stunde können sie sogar die kleinen Hilfssegel setzen. Den Motor haben sie herausgebaut. Er belastet nur. Sein Lärm paßt nicht in die Stille, seine Eile entspricht nicht dem Sinn der Fahrt. Sie haben ja Zeit alle beide, viel Zeit.

„So könnte ich einen ganzen Tag hindurch liegen, mich treiben lassen und an nichts denken. Es ist herrlich, wenn so alles versinkt . . ."

Sie spricht mehr zu sich selbst als zu ihm.

„. . . die ewige Hast, dies Angespanntsein, die vielen Menschen, jeder will auf seine Art behandelt werden . . . bald hier, dann eine rasende Fahrt, von der man zwei Stunden vorher noch nichts wußte . . ."

„Verlangt Ihr Beruf so viel von Ihnen? Ich dachte mir immer, eine Schneiderin sei viel allein?"

O Gott, was hat sie da mit ihrem Geschwätz angestellt! Beinahe hätte die eigene Lüge sie zu Fall gebracht.

„Oder arbeiten Sie in einem größeren Betrieb?"

„Ja natürlich! In einem sehr großen Betrieb," antwortete sie hastig. „Bei Thormeyer & Co."

Es fällt ihr kein anderer Name ein. Er wird von Kleiderfirmen wahrscheinlich Gott sei Dank genau so wenig verstehen wie sie selbst.

Er lacht leise auf.

„Ulkig. Mein Chef heißt auch Thormeyer. Das heißt, ich hab' ihn noch nie gesehen. Der schwebt so wie eine Art Gott über den Wolken. Soll wohl ganz tüchtig sein, aber im Betrieb läßt er sich nicht sehen."

„Dazu wird er wohl kaum Zeit haben."

„Wenn er ahnte, welcher Unfug an manchen Stellen fabriziert wird, hätte er bestimmt die Zeit. Na, aber das sind Männersachen, Berufsfragen! Das interessiert uns heute nicht! Das wollen wir weit hinter uns lassen. Außerdem ist unser gesuchtes Eiland in Sicht."

Richtig, da liegt die Insel vor ihnen. Gut ein Kilometer in der Länge. Breit ist sie allerdings nicht, dem dichten Waldbestand nach höchstens zwei- bis dreihundert Meter. Auf dem Südufer scheint der Wald bis ans Wasser zu reichen.

Soviel sieht Annemarie in schnellem Ueberblick, erkennt auch, daß diese Insel wesentlich günstiger sein würde als Standquartier für Probefahrten, wenn das Südufer etwa gar Steilabfall hätte. Das erspart den langen Bootssteg und die langwierige Ueberführung des Bootes in den Schuppen.

„Bitte, Doktor, lassen Sie uns dahin fahren, wo die Bäume bis ans Wasser reichen. Ich finde das so romantisch . . . es sieht beinahe düster aus. Trotz aller Sonne." Er erfüllt ihr die Bitte gern.

„Aussteigen können wir allerdings hier schlecht. Das Wasser scheint tief zu sein."

Sie stößt das Ruder in die Tiefe und findet keinen Grund. Gut zwei Meter tief! Herrlich! Morgen früh wird sie sofort telephonieren, daß sie eine bessere Gelegenheit gefunden habe. Sie kann es mit gutem Gewissen tun. Die Amag-Werke sind dabei nicht betrogen. Es ist sogar günstiger, hier zu arbeiten.

Langsam treibt Heinz das Boot an den flachen Weststrand. Sie ziehen es gemeinsam auf den Sand, dann stapfen sie durch das lauwame Wasser des Flachstrandes der Insel zu.

Es ist ein Eiland, das Zeit und Menschen vergessen haben. Auf den Karten ist es zwar verzeichnet, aber wann mag hier wohl ein Mensch gewesen sein? Der Doktor und seine Begleiterin kommen sich seltsam entrückt vor.

„Wissen Sie, so muß den ersten Menschen zumute gewesen sein, als sie über die Erde schritten," sagt Heinz, und das Mädchen neben ihm nickt zustimmend.

(Fortsetzung folgt.)

Sunshin will Sheriff bleiben

Kleine Humoreske aus dem Dollarlande

Von Hannes Butenschön

Jedes Kind weiß, daß der „dritte Grad“ in Amerika streng verboten ist. Das wußte natürlich auch Mister Sunshin, der Sheriff von Arizonatown, und darum hütete er sich wohl, ihn bei seinen Gefangenen zur Anwendung zu bringen.

Trotz alledem erzählte sich die ganze Stadt: „Sunshin foltert seine Gefangenen! Sunshin ist ein Mann des dritten Grades!“ Der Sheriff fühlte, daß er langsam verrückt darüber wurde. Was wollte überhaupt dieses erbärmliche Klatschnest von ihm? Die Leute konnten von Glück reden, daß er, Aribert Sunshin, der ehemalige Stolz der Chicagoer Detektivschule, es überhaupt für würdig befunden hatte, dieses Räubernest im Wilden Westen mit seiner Anwesenheit zu beehren. Und zum Dank dafür unterwühlte man seinen Ruf!

Unter uns gesagt: Sunshin war im stillen bereit, jedem eine Belohnung von fünfzig Dollar bar auf den Tisch zu zahlen und dazu noch drei Flaschen Whisky zu spendieren, der ihm den Urheber des Geraunes namhaft machte.

Seit Anfang der Woche war es besonders schlimm. Sunshin ging nach seinem Gefühl äußerst entgegenkommend mit den Gefangenen um, die er machte; er bot ihnen beim Verhör einen Stuhl an, reichte ihnen duftende Virginiazigaretten, ließ durchblicken, daß sie bei einem freiwilligen Geständnis sogar auf einen Schluck Whisky mit Soda rechnen könnten — — dennoch ging alles schief. In dem Augenblick nämlich, da sich die Neugierigen vor dem primitiven Holzhause, in dem die Stadt dem Sheriff (bis zur Fertigstellung des geplanten „Polizeipräsidiums“ im Liliputformat) zwei Büroräume gemietet hatte, versammelten, um darauf zu warten, was mit dem nächsten Untersuchungsgefangenen geschah, erhob sich plötzlich ein mörderisches Gebrüll, das allen Menschen das Blut in den Adern gefrieren ließ. Selbst Sunshin, der sonst Nerven wie Taue hatte, zuckte jedesmal bei dem entsetzlichen Schrei zusammen. Fünf Minuten später stand kein Mensch mehr vor dem Hause, dafür eilte wie der Blitz die neue Kunde durch Arizonatown, daß Sheriff Sunshin wieder einmal beim „dritten Grad“ angelangt sei, man habe die entsetzlichen Schreie der Gefolterten bis auf die Straße gehört.

Am nächsten Morgen ließ Sunshin die Besitzerin des Hauses herunterholen. „Miß Waterdiek,“ begann er, „darf ich mich erkundigen, ob Sie Ihre beiden Zimmer auf der gegenüberliegenden Seite meines Korridors wieder vermietet haben?“

„Ja, denken Sie mal, seit drei Tagen!“ erwidert sie freudestrahlend, „ich bin froh, daß sie nicht mehr leerstehen.“

Der Sheriff, der eigentlich vorhatte, einen neuen Gefangenen zu verhören, besann sich, stand auf, überquerte den Korridor und klopfte an die Tür der neuvermieteten Wohnung.

„Herein!“ rief eine angenehm klingende Herrenstimme.

„Meine Herren!“ sagte der Ankommende, nachdem er sah, daß er es mit zwei Männern zu tun hatte, „ich bin der Sheriff Sunshin und wohne mit Ihnen auf einer Etage, bis dieses verdammte Nest sein Polizeihaus fertiggebaut hat. Darf ich fragen, ob einer von Ihnen krank ist? Soll ich Ihnen einen Arzt besorgen? Nehmen Sie's mir nicht übel, aber ich kann das furchtbare Gebrüll nicht mehr aushalten. Jedesmal, wenn ich ein Verhör angesetzt habe, fängt hier bei Ihnen ein Geschrei an, das meine Nerven nicht ertragen können.“

„Danke, Sheriff, wir benötigen keinen Doktor!“ erwiderte der Aeltere von den beiden zurückhaltend. „Ich bin selber Arzt — Zahnarzt — in Frisco und verlebe mit meinem Bruder hier in Arizonatown den Sommerurlaub. Leider hat sich mein Bruder eine äußerst schmerzhafte Wurzelentzündung zugezogen, die täglich mehrmals mit Jod ausgepinselt werden muß.“

„Das muß ja schauderhaft brennen!“ meinte der Sheriff.

„Leider!“ entgegnete der Zahnarzt und griff zu einem schon äußerlich furchterweckenden Behandlungsinstrument. „Gerade als Sie an die Tür klopften, wollten wir wieder anfangen.“

„Tun Sie das nicht, Menschenskind!“ schrie Sunshin, „das kann doch niemand aushalten! Außerdem schädigen Sie meinen Ruf in dem Nest hier! Am kommenden Sonntag soll der neue Sheriff gewählt werden, und, offen gestanden, rechne ich stark mit der Wiederwahl. Solange aber die Einwohner dieses Räuberfleckens Ihre Schreckensschreie für das Gebrüll der von mir Gefolterten halten, ist jede Wiederwahl ausgeschlossen. Begreifen Sie das?“

„Warum nicht?“ meinte der Zahnarzt sachlich. „Aber es steht Ihnen ja frei, die Leute aufzuklären.“

„Reden Sie doch keinen Unsinn!“ knurrte der Sheriff, „haben Sie schon einmal erlebt, daß Ihnen von Ihren Gegnern geglaubt wird, wenn einem die gemeine Meute bereits auf den Fersen sitzt und man mit aller Gewalt eins ausgewischt bekommen soll?“ Die beiden Männer blieben stumm.

„Meine Herren!“ raffte sich Sunshin schließlich auf, „eine offene Frage: hätten Sie etwas dagegen, in eine niedliche kleine Villa draußen am Rande der Stadt zu ziehen? Ich kann sie Ihnen in fünf Minuten verschaffen, und die Miete ist so billig wie nirgends in ganz Arizonatown. Soll ich mal die Vermieterin anrufen?“

„Meinethalben!“ sagte der Aeltere und blickte seinen Bruder beziehungsreich an. „Aber die Sache dürfte Geld kosten, teuerster Mister! So ein Umzug ist nicht billig.“

„Ganz egal!“ rief der Sheriff, „meine Wiederwahl steht auf dem Spiel. Wieviel also?“ Er zückte seine Brieftasche.

„Na — sagen wir 350 Dollar!“ meinte der Zahnarzt, ohne mit der Wimper zu zucken.

All rigth. Schweigend zählte Sunshin, der natürlich, ohne weiteres die Sachlage begriffen hatte, seine Scheine auf den Tisch. Als das Geld in die Brieftaschen der beiden gewandert war, fragte er: „Ein Wort unter uns, meine Herren: sind Sie mit Ihrem Geschäftsgang zufrieden?“

„Einigermaßen!“ lächelte der „Zahnarzt“, „man schlägt sich so durchs Leben . . .“

„Well,“ sagte der Sheriff, „eine Hand wäscht die andere! Sie haben mich vom Verdacht der Anwendung des dritten Grades befreit, und ich verschaffe Ihnen dafür eine neue Verdienstmöglichkeit. Wie wär's, wenn Sie sich mit Ihrem famosen Trick unmittelbar im Hause meines Konkurrenten Warrington niederließen, der ebenfalls auf der Sheriff-Wahlliste steht? Er arbeitet augenblicklich als Hilfssheriff im Nordbezirk, und wo er seine Verhöre abhält, will ich Ihnen genau beschreiben.“

„Tja,“ ergriff jetzt zum ersten Male der Jüngere von den beiden das Wort. „Der Gedanke ist nicht übel, Sheriff — aber leider undurchführbar für uns.“

„Und weshalb?“ fragte Sunshin.

„Weil wir bei dem schon vorher waren! Der war es doch, der uns zu Ihnen geschickt hatte — —“

Büchertisch

„Das Innere Reich“. Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben. Herausgeber: P. Alverdes und K. B. v. Mechow. 2. Jahrgang — Heft 6. Preis pro Heft M. 1,80, vierteljährlich M. 4,80. Verlag Albert Langen/Georg Müller.

Dem vorliegenden Septemberheft der von P. Alverdes und K. B. v. Mechow betreuten Zeitschrift „Das Innere Reich“ kommt deshalb besondere Bedeutung zu, weil es eine stattliche Anzahl wertvoller Beiträge enthält, in denen erneut der schöpferische Reichtum der gesamtdeutschen Dichtung sich kundtut. Ein bis auf den heutigen Tag fortwirkendes Beispiel dafür ist Adalbert Stifters Aufsatz „Ueber Stand und Würde des Schriftstellers“, der als eines der schönsten Zeugnisse unseres geistigen Erbes lebendigen Anteil hat an der Erneuerung unseres deutschen Geisteslebens. In diesem Zusammenhang verdient auch Albrecht Fabris „Brief über Adalbert Stifters Nachsommer“ lobende Erwähnung als eine mit schlichten Worten an die eigentümliche menschliche und künstlerische Feinheit rührende Deutung dieses einzigartigen Kunstwerkes. Etwas von dem unvergänglichen Geiste Stifters lebt auch in dem jungen Oesterreicher Franz Tumler, der, dennoch ganz und gar eigene Wege gehend, zum ersten Male mit einer größeren Prosa-Arbeit hervortritt. Seine Erzählung „Das Tal von Lausa und Duron“ — von Leben und Tod eines jungen Menschenkindes handelnd —, verrät eine so ungewöhnliche Reife, daß für diese erlesene, dichterische Kostbarkeit nur Worte der Bewunderung und Ehrfurcht geziemen. Unter den übrigen Beiträgen sei vor allem aufmerksam gemacht auf die Erzählung „Die Heimat in Böhmen“ von Bruno Brehm und „Herr, bist Du's?“ von Joachim von der Goltz, auf die sorgfältige Auswahl fein empfundener Gedichte von Ludwig Friedrich Barthel, Kilian Kerst, Rudolf Kreutzer, Horst Lange und Georg von der Vring, des weiteren auf den großen und prächtigen Aufsatz Oberst Kraffts über „Gottlieb Graf von Haeseler“, einen der unvergeßlichen Generale der Vorkriegszeit, und schließlich auf den durch mehrere vorzüglich gelungene Bildwiedergaben illustrierten Aufsatz „Das Gesicht einer Landschaft“ von dem Innviertler Maler Josef Karl Nerud. Nach der kritischen Seite hin erfährt das Heft eine ergänzende Abrundung durch die von Paul Alverdes und Hans Weigert angestellten Betrachtungen über einige grundlegende kunst- und sprachwissenschaftliche Werke unserer Zeit.

Zwischen fünf und sieben

Von Ralph Urban.

Frau Else Höhrmann saß beim Frühstückstisch; während sie graziös ein Brötchen bestrich, dachte sie darüber nach, was sie heute alles beginnen würde. Sie frühstückte meist allein, da ihr Mann als Angestellter einer großen Gesellschaft um acht Uhr im Büro sein mußte. Frau Else schlief ein Stündchen länger, denn was sollte sie auch so früh am Morgen anfangen, zumal es in dem kleinen Haushalt nicht einmal genug für das Mädchen zu tun gab. Das Mädchen wäre vielleicht überflüssig gewesen, aber sie hatte sich eine Stütze noch vor der Hochzeit ausbedungen. Wenn man vierzehn Jahre jünger ist als der Mann, dann kann man schon allerhand Ansprüche stellen. Und schließlich ist es Pflicht des Gatten, seiner Gefährtin einen standesgemäßen Unterhalt zu bieten. Wenn sein Gehalt nicht ausreicht, dann soll er sich eben um eine Nebenbeschäftigung umsehen. Dies ungefähr war die Lebensauffassung der Else Höhrmann, und sie hatte auch ihren Mann niemals darüber im Zweifel gelassen.

Frau Else griff nach der Morgenzeitung und begann das Blatt zu studieren. Politik interessierte sie ebensowenig wie die Auslandsberichte. Desto aufmerksamer befaßte sie sich mit dem lokalen Teil. Dabei fiel ihr folgende Notiz in die Augen:

„Seit ungefähr drei Wochen treibt ein gefährlicher Verbrecher sein Unwesen. Seine Opfer sind fast durchweg junge Mädchen, die zwischen fünf und sieben auf dem Heimweg vom Büro begriffen sind. Gelingt es dem gutaussehenden Mann, eine junge Dame anzusprechen, dann stellt er sich als Doktor oder Ingenieur vor und trägt seine Begleitung an. Unterwegs macht er plötzlich die Dame aufmerksam, daß ihr Mantel beschmutzt ist. Und während sie den Schaden, den er ihr natürlich unbemerkt selbst beigefügt hat, untersucht, hält er ihr das Handtäschchen. Daheim angekommen, bemerkt dann das Opfer, daß Geldbörse und sonstige Wertgegenstände aus der Handtasche fehlen. Der Mann ist übermittelgroß, etwa 35 Jahre alt, gut gekleidet, dunkelblond. Er trägt Hornbrille und hat auf der linken Wange eine kleine Narbe. Zweckdienliche Mitteilungen sind erbeten an Zimmer Nr 78 des Polizeipräsidiums."

Frau Else lächelte, weil die Personalbeschreibung genau auf ihren Mann paßte, auch die Narbe auf der linken Wange stimmte. Und seit drei Wochen machte er von fünf bis sieben im Büro Ueberstunden.

Am Nachmittag weilte Frau Else bei einer Freundin zu Besuch. Von dort aus wollte sie ihren Mann in einer Sache, die ihr dringend vorkam, telefonisch im Büro anrufen, obwohl er sich dies verbeten hatte. Es meldete sich der Portier des Geschäftshauses. „Herr Höhrmann ist schon vor einer halben Stunde fortgegangen," erklärte der Mann. „Wir schließen das Büro um halb fünf Uhr."

Erstaunt hing Frau Else den Hörer auf. Dies war doch wirklich sonderbar! Irgendetwas stimmte da nicht. Der Polizeibericht fiel ihr ein, aber sie verwarf gleich wieder den schlimmen Verdacht, der plötzlich in ihr emporstieg. Trotzdem begab sie sich in nervöser Hast nach Hause, um ihren Mann zu erwarten. Sicher würde er ihr eine harmlose Erklärung geben können.

„Ach, Max," begrüßte sie dann ihren Gatten, „du kommst aber heute spät!"

„Ja, Kind, ich war bis jetzt im Büro," meinte der Mann. „Ich habe auf Monate hinaus einen schönen Nebenverdienst. Du kannst deine Sommerreise machen."

„Und da bist du immer von fünf bis sieben noch im Büro?" fragte Else gedehnt.

„Natürlich, wo sonst?" Ein mißtrauischer Seitenblick traf die Frau.

Mit einer harmlosen Redewendung suchte Else ihre Aufregung zu verschleiern. Das Herz schlug ihr wie toll, ihre Hände zitterten. Sie begab sich in das Nebenzimmer, suchte die Morgenzeitung hervor und überflog nochmals den Polizeibericht. Alles stimmte auf ihren Mann, Zug auf Zug, nur die Hornbrille nicht. Aber die konnte man sich schließlich aufsetzen. Der Verdacht stand plötzlich vor ihr wie ein riesiges Ungeheuer. Aber war so etwas möglich?

Vor drei Jahren hatte sie Max geheiratet. Liebe? Nein, eigentlich nicht. Er war ihr wohl ganz sympathisch, und dann meinten die Eltern, ein armes Mädel müsse heute froh sein, einen Mann zu finden, der über ein gesichertes, wenn auch bescheidenes Einkommen verfügt. Mit achtzehn wurde sie seine Frau, ließ sich verwöhnen und kümmerte sich nicht darum, ob man über die Verhältnisse lebte oder nicht. Sie behandelte und betrachtete ihren Gatten als guten Onkel.

Als Frau Else vor dem Abendessen durch das Vorzimmer ging, viel ihr Blick zufällig auf den Mantel ihres Mannes. Einer plötzlichen Eingebung folgend, trat sie an die Kleiderablage heran und begann, die Taschen zu durchsuchen. Sie griff in die linke Außentasche und hielt — eine Hornbrille in der Hand. Damit fiel der letzte Zweifel. Ihr Mann hatte nie Augengläser getragen.

Sie saßen einander bei Tisch gegenüber. Der Mann ernst und wortkarg wie immer, die Frau mit aller Selbstbeherrschung bemüht, Ruhe vorzutäuschen. In ihren Schläfen hämmerte das Blut. Trotz aller Erregung begann sich etwas in ihr von weiblicher Neugierde zu regen. Verstohlen beobachtete sie ihren Mann, den Verbrecher, der auf gemeine, raffinierte Art junge Mädchen beraubte. Wer hätte dies gedacht?

Und was nun? Zur Polizei gehen und sagen: Mein Mann ist der gesuchte Verbrecher! Und ich bin die Frau, die anspruchsvolle, verwöhnte, kalte Egoistin, um deretwillen er zum Strolch geworden ist.

War sie nicht noch schlechter als ihr Mann?

Sie rätselte in den Zügen ihres Gatten. Abgespannt und müde sah er aus. Wie er sie doch lieben mußte, daß er ihretwillen zum Missetäter wurde.

Frau Else verbrachte eine schlaflose Nacht. Den Tag darauf ging sie wie im Fieber umher, die Stunde erwartend, da sie sich die letzte Gewißheit verschaffen würde. Sie mußte ihren Mann hindern, eine neue Missetat zu begehen, und ihn dann auf den rechten Weg zurückbringen. Sie wollte von nun an sparen und darben, vielleicht konnte man die Opfer entschädigen.

Um halb fünf Uhr wartete Frau Else auf der gegenüberliegenden Straßenseite, bis ihr Mann aus dem Haustor des Bürogebäudes trat. Dann folgte sie ihm in gehöriger Entfernung. Nach längerem Weg ging er in ein Wohnhaus, aus dem er nach wenigen Minuten etwas verändert wieder herauskam. Er trug jetzt die Hornbrille und eine Sportkappe, die er tief ins Gesicht gedrückt hatte. Weiter verfolgte ihn die Frau. Auf einem Platz drängte sich ein Menschenknäuel um einen Straßenverkäufer, dessen heisere Stimme die Vorzüge der „Ewigen Bügelfalte" anpries.

Herr Höhrmann hielt auf die Gruppe zu, drängte sich durch bis zu dem Verkäufer und wartete. Als der Mann den Vortrag beendet hatte, wechselte er mit diesem einige Worte, nahm dessen Platz ein und begann denselben Vortrag auf seine Art. Er hatte den Straßenverkäufer abgelöst.

Verborgen in der Menschenmenge starrte Frau Else auf ihren Mann. In ihren Augen schimmerten Tränen. Tränen der Rührung, der Freude und der Scham. Scham vor sich selbst. Ihr Mann war in den Abendstunden Straßenverkäufer, um ihren Luxus bestreiten zu können. Die Brille und die Sportkappe sollten ihn etwaigen Bekannten gegenüber unkenntlich machen.

„Wo ist das Mädchen?", erkundigte sich Max Höhrmann, als er an diesem Abend nach Hause kam.

„Ich habe Paula entlassen," erklärte strahlend die junge Frau. „Ich will von nun alles selbst machen, ich will auch von heute an vernünftig sein und, ich will noch etwas. Rate einmal!"

Fassungslos schüttelte der Gatte den Kopf.

„Ich will dich recht, recht lieb haben!" rief das Mädel von einer Frau und hing im nächsten Augenblick an seinem Hals.

■ Fröhliche Ecke ■

Kleines Mißverständnis

Herr Gumpenrieder saß beim Friseur und ließ sich die Haare schneiden. Nach Beendigung dieser Arbeit wollte der Friseur mit seiner eigentlichen Kunst erst einsetzen und nahte dem zu Behandelnden mit dem Kamm. „Wünschen der Herr das Haar zurück?" fragte er.

„Nein, danke," wehrte Herr Gumpenrieder ab. „Behalten Sie es ruhig! Denn daheim habe ich doch keine Verwendung dafür."

*

„Ach, vor zwei Monaten war ich noch sterblich verliebt in Egon, und jetzt kann ich ihn nicht mehr ausstehen! Wie schnell sich doch die Männer ändern!"

*

Man sprach über das Radio und seine Wellenbereiche.

Der Ehemann las aus der Zeitung: „Der Mond nimmt Wellen, die wir hinüberfunken, nicht an, sondern schickt sie sofort zurück."

Sagte die Ehefrau: „Da hat der Mond gar nicht so unrecht, wenn man an unser gestriges Radioprogramm denkt."